

Sofi Oksanen

ALS
DIE TAUBEN
VERSCHWANDEN

Roman

Aus dem Finnischen
von Angela Plöger

Kiepenheuer
& Witsch

Ein Glossar sowie eine Auflistung der Hauptpersonen des Romans befinden sich am Ende des Buches.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *Kun kyyhkyset katosivat*

© 2012 by Sofi Oksanen

Published by Agreement with Salomonsson Agency

Aus dem Finnischen von Angela Plöger

All rights reserved

© 2014 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Rudolf Linn, Köln

Autorenfoto: © Toni Härkönen

Gesetzt aus der Mercury Text

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04661-8

1948, West-Estland

Estnische Sozialistische Sowjetrepublik, Sowjetunion

Wir waren dann noch an Rosalies Grab, legten Wiesenblumen auf den mondbeschienenen Grashügel und verharrten einen Augenblick schweigend, zwischen uns die Blumen. Ich wollte nicht, dass Juudit ging, ich wollte sie nicht fortlassen, und deshalb musste ich laut etwas sagen, was man in solchen Situationen nicht sagen sollte:

»Wir werden uns nicht wiedersehen.«

Ich hörte das Knirschen in meinen Worten, doch erreichte ich damit, dass ihr ein wässriger Glanz in die Augen stieg, eben jener wässrige Glanz, der mich so oft ins Wanken gebracht und aus meinem Verstand ein Boot aus Borke gemacht hatte, das leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen war. Jetzt schaukelte es auf den Wellen in ihren Augenwinkeln. Vielleicht wollte ich meinen eigenen Schmerz lindern und drückte mich deshalb in einer unbeholfenen Sprache aus, vielleicht wollte ich nur grausam sein, damit sie unterwegs mich und meine Fühllosigkeit verfluchen konnte, oder vielleicht verlangte ich noch nach einem letzten Beweis dafür, dass sie nicht gehen wollte – ich war mir der Regungen ihres Herzens immer noch unsicher, obwohl wir so vieles gemeinsam durchgestanden hatten.

»Du bereust es, dass du mich nach alldem zu dir genommen hast«, flüsterte Juudit.

Angesichts ihres Scharfblicks erschrak ich und strich mir verlegen über den Nacken. Am Abend hatte sie mir noch die Haare geschnitten, ein paar davon waren mir in den Kragen gefallen und kitzelten.

»Das macht nichts, ich versteh es«, fuhr sie fort.

Ich widersprach nicht, obwohl ich das hätte tun können. Dennoch glaubte ich nicht, dass ich im Wald ohne Juudit mehr erreicht hätte, um die ich mich noch zusätzlich zu allem anderen hatte kümmern müssen. Die Männer sahen das anders. Ich hatte sie jedoch in den Schutz des Waldes bringen müssen, als ich hörte, dass sie aus Tallinn auf den Hof der Armis geflohen war, als die Russen näher rückten. Das war für uns keine zuverlässige Familie, der Wald war besser. Juudit war wie ein Vogel mit gebrochenen Flügeln in meiner Hand gewesen, in geschwächtem Zustand, das Nervenfieber hatte wochenlang angehalten. Erst als unser Feldscher im Kampf gefallen war, hatten die Männer es zugelassen, dass Frau Vaik uns zu Hilfe kam, uns und Juudit. Wieder war es mir gelungen, sie zu retten, aber sobald sie den vor uns liegenden Weg betrat, würde ich sie nicht mehr schützen können. Dennoch hatten die Männer recht: Frauen und Kinder gehörten ins Haus, Juudit musste in die Stadt zurück. Die Schlinge um uns zog sich zu, und der Schutz des Waldes schwand dahin. Verstohlen überprüfte ich ihre Miene: Ihr Blick war auf den Weg gerichtet, auf dem sie sich entfernen würde, den Mund leicht geöffnet, sog sie mit aller Kraft die Luft ein, und der schneidende Atem, den sie ausstieß, bemühte sich, meinen Entschluss ins Wanken zu bringen.

»So ist es das Beste. Das Beste für uns alle. Du gehst zurück in das Leben, aus dem du fortgegangen bist«, sagte ich.

»Es ist nicht mehr dasselbe. Das wird es niemals mehr sein.«

TEIL EINS

»Dann kam der Wachmann Mark, führte sie einzeln an den Graben und richtete sie mit seiner Pistole hin.« *12 000*

Aus den Materialien des Prozesses gegen die Massenmörder Juhan Jüriste, Karl Linnas und Ervin Viks, der vom 16.–20. Januar 1962 in Tartu stattfand. Estnischer Staatsverlag, 1962.

1941, Nordestland

Estnische SSR, Sowjetunion

Das Brummen wurde lauter; ich wusste, was dort hinter den Bäumen näher rückte. Ich warf einen Blick auf meine Hände, sie waren ruhig. Einen Augenblick später würde ich der sich nähernden Autokolonne entgegenlaufen und nicht an Edgar denken, nicht an seine Nerven. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie er mit zitterigen Bewegungen an seinen Reithosen herumnestelte, sein Gesicht hatte eine für den Kampf unpassende Farbe. Erst kürzlich waren wir in Finnland ausgebildet worden, und ich hatte mich um Edgar gekümmert wie um ein Kind, damit er zurechtkam. Im Kampf war das anders. Unsere Aufgabe war hier und jetzt. Jetzt! Ich rannte los, die Granaten schlugen mir gegen die Schenkel, hastig zog ich eine aus dem Stiefelschaft, und meine Finger sahen sie schon durch die Luft fliegen. Das Hemd der finnischen Armee, das ich auf der Ausbildungsinsel angezogen hatte, fühlte sich immer noch neu an, es verstärkte die Kraft in meinen Beinen. Bald würden alle Männer meines Landes nur die Ausrüstung der Armee Estlands und niemandes sonst tragen, nicht die fremder Eroberer, nicht die von Verbündeten, nur die eigene. Das war unser Ziel, wir würden uns unser Land zurücknehmen.

Ich hörte, wie die anderen mir folgten, wie der Boden sich unter unserer Kraft bog, und lief dem Motorengerbrumm noch schneller entgegen. Ich roch den Schweiß des Feindes, im Mund schmeckte ich schon Wut und Eisen, in meinen Stiefeln rannte jemand anders, derselbe fühllose

Kämpfer, der neulich im Kampfgetümmel in den Graben gesprungen war und gegen die Männer des Vernichtungsbataillons Handgranaten geworfen hatte, Verschluss, Zugdraht und Wurf, Verschluss, Zugdraht und Wurf, das war jemand anders, Verschluss, Zugdraht und Wurf, und dieser Jemand stürmte jetzt dem Brummen entgegen. Unsere Maschinengewehre waren auf die Kolonne gerichtet. Das waren mehr Leute, als wir erwartet hatten, es waren unendlich viele, Russen und Angehörige des Vernichtungsbataillons mit estnischer Haltung, und sie hatten unendlich viele Wagen und Maschinengewehre. Aber wir erschranken nicht, die Feinde erschranken, uns trieb der Zorn an, und er trieb uns mit solcher Kraft, dass die Gegner für einen Moment anhielten, die Reifen des *Mootor*-Busses drehten einen Augenblick durch, unser Zorn nagelte sie an dem Augenblick fest, als das Feuer eröffnet wurde; mit den anderen zusammen griff ich den Bus an, und wir töteten sie alle.

Meine Arme zitterten von den Kugeln, die ich ausgesandt hatte; das Gewicht der Handgranate, die ich geworfen hatte, hing mir noch schwer am Handgelenk, aber allmählich begriff ich, dass der Kampf vorüber war. Als meine Beine sich daran gewöhnt hatten, stillzustehen, und keine Patronenhülsen mehr zu Boden regneten, bemerkte ich, dass das Ende des Kampfes keine Stille gebracht hatte. Es hatte Lärm gebracht, das Wandern der gierig aus dem Boden aufsteigenden Maden hin zu den Leichen, das geschäftige Rascheln der Handlanger des Todes hin zu dem frischen Blut, und es stank, der Kot und die erbrochene Magensäure stanken. Meine Augen waren geblendet, der Pulverrauch verzog sich, und es war, als erschiene am Rand der Wolke ein strahlender goldener Wagen, bereit, die Gefallenen aufzunehmen, die Unseren, die Männer vom Vernichtungsba-

taillon, Russen, Esten, alle im selben Wagen. Ich blinzelte. Mir dröhnten die Ohren. Ich sah, wie die Männer keuchten, sich die Stirn wischten, auf der Stelle schwankten wie Bäume. Ich versuchte, zum Himmel zu spähen, nach dem schimmernden Wagen, aber man erlaubte mir nicht, gegen die verbeulte Flanke des *Mootor*-Busses gelehnt zu verharren. Die Muntersten handelten schon so, als kauften sie auf dem Markt ein: Es galt, den Toten die Waffen abzunehmen, nur die Waffen, die Patronengürtel und -taschen. Wir staksten durch Leichenteile und zuckende Gliedmaßen. Als ich der Leiche eines Feindes gerade den Munitionsgürtel abgenommen hatte, umklammerte jemand mit festem Griff meinen Fußknöchel. Der Griff war überraschend stark und zog mich zu dem am Boden röchelnden Mund hinab. Meine Knie gaben nach, noch ehe ich hatte zielen können, und so sackte ich kraftlos neben den Sterbenden, überzeugt, dass meine letzte Stunde geschlagen hatte. Der Blick des Mannes war jedoch nicht auf mich gerichtet, seine mühsamen Worte waren an jemand anders gerichtet, an einen geliebten Menschen, ich verstand nicht, was der Mann sagte, er sprach russisch, aber so, wie ein Mann nur zu seiner Braut spricht. Das hätte ich auch gewusst, wenn ich das Foto in der schmutzigen Hand des Mannes und auf dem Foto das weiße Kleid nicht gesehen hätte. Jetzt war es rot gefärbt vom Blut des Bräutigams, ein Finger bedeckte das Gesicht der Frau, ich riss mein Bein mit einer heftigen Bewegung los, und das Leben wich aus den Augen des Mannes, in denen ich gerade noch mich selbst gesehen hatte. Ich zwang mich, aufzustehen, ich musste weiter.

Als die Waffen eingesammelt waren, ertönte in der Ferne wieder das Dröhnen von Automotoren, und Sergeant Allik gab den Befehl zum Rückzug. Ich hätte gewettet, dass das Vernichtungsbataillon auf Verstärkung warten würde, bevor es einen neuen Angriff unternahm oder einen Lager-

platz suchte. Auf jeden Fall würde es uns verfolgen. Unsere MG-Leute waren schon bis zum Waldrand gekommen, als ich sah, wie eine bekannte Gestalt immer noch auf einer Leiche herumsprang: Mart. Seine Füße hatten schon den Schädel zerschmettert, das Gehirn vermischte sich mit der Erde, aber Mart schlug immer weiter mit dem Gewehrkolben zu, als wolle er ihn durch den Körper hindurch in die Erde rammen. Ich rannte zu ihm hin und versetzte ihm eine mächtige Ohrfeige, die bewirkte, dass sein Griff sich vom Gewehr löste. Mart widersetzte sich, ohne etwas zu sehen, ohne mich zu erkennen, brüllte einen unsichtbaren Feind an und fuchtelte in der Luft herum. Es gelang mir, meinen Gürtel um ihn zu schlingen und ihn zum Verbandsplatz zu führen, wo die Männer eilig die Sachen zusammentrugen. Ich flüsterte, dass man diesen Mann im Auge behalten müsse, und tippte mir an die Stirn. Der Feldscher warf einen Blick auf den keuchenden Mart und den Schaum in dessen Mundwinkeln und nickte. Sergeant Allik trieb die Männer zur Eile an, riss jemandem den Flachmann aus der Hand und brüllte, ein Este kämpfe nicht in betrunkenem Zustand so wie der Iwan. Ich suchte nach Edgar, vermutete, dass er getürmt war, aber mein Vetter hockte auf einem Stein, die Hand vor dem Mund und das Gesicht schweißnass. Ich fasste ihn an der Schulter, und als ich ihn wieder losließ, rieb er seinen Mantel mit einem schmutzigen Taschentuch an der Stelle, wo ich ihn mit meinen blutbefleckten Fingern angefasst hatte.

»Ich kann das nicht. Sei mir nicht böse.«

Ein plötzlicher Widerwille erfüllte mich, in mir blitzte die Erinnerung daran auf, wie meine Mutter Kaffee versteckt und ihn heimlich nur für Edgar gekocht hatte, nicht für die anderen. Ich schüttelte den Kopf. Ich musste mich konzentrieren, den Kaffee vergessen, musste Mart vergessen und wie ich mich mit dem Mann identifizierte, der sich

in seinem verwirrten Blick zeigte und der dem Mann ähnelte, der in meinen Stiefeln in den Kampf gelaufen war. Ich musste den Feind vergessen, der sich an mein Bein geklammert und in dessen Blick ich mich selbst erkannt hatte, wie auch die Tatsache, dass ich mich in Sergeant Alliks Gesichtsausdruck nicht erkannt hatte. Auch nicht in dem des Feldschers. In niemandes Miene, bei dem ich instinktiv spürte, er werde überleben. Dies war mein dritter Kampf nach meiner Rückkehr aus Finnland, und ich war immer noch am Leben und hatte an meinen Händen das Blut des Feindes. Woher also diese plötzlichen Zweifel? Warum erkannte ich mich nicht in denjenigen, von denen ich wusste, dass sie den Frieden mit eigenen Augen sehen würden?

»Hast du vor, noch andere von den Unsrigen zu suchen, oder willst du mit denen hierbleiben und kämpfen?«, fragte Edgar.

Ich wandte das Gesicht den Bäumen zu. Wir hatten eine Aufgabe: die Rote Armee zu schwächen, die Estland besetzte, und die Nachricht von ihrem Vorrücken an die Verbündeten in Finnland weiterzugeben. Ich erinnerte mich sehr gut an unseren Stolz, als wir unseren neuen finnischen Waffenrock angelegt und am Abend feierlich *saa vabaks Eesti meri, saa vabaks Eesti pind* gesungen hatten. Nach unserer Ankunft in Estland hatte meine Einheit nur ein paar Telefonleitungen gekappt, dann verstummte unser Funkgerät und wir beschlossen, dass wir nützlicher wären, wenn wir uns anderen Kämpfern anschließen würden. Sergeant Allik hatte sich als mutiger Mann erwiesen, die Waldbrüder rückten mit enormem Tempo vor.

»Vielleicht brauchen die Flüchtlinge Schutz«, flüsterte Edgar. Er hatte recht. Die im Wald vorrückende Schar wurde von vielen guten Männern angeführt, sie würden allerdings nur langsam vorankommen, denn der einzige Weg aus dem Kessel führte durch einen Sumpf. Wir hatten

gekämpft wie die Verrückten, um den Flüchtlingen einen zeitlichen Vorsprung zu verschaffen und den Feind aufzuhalten, aber würde unser Sieg dafür ausreichen? Edgar erahnte meine Wankelmütigkeit. Er fügte hinzu: »Wer weiß, wie es zu Hause aussieht. Von Rosalie haben wir nichts gehört.«

Noch ehe ich darüber nachdenken konnte, hatte ich schon genickt und ging Bescheid sagen, dass Edgar und ich uns um den Schutz der Flüchtlinge kümmern wollten. Dabei hatte Edgar das sicherlich nur gesagt, um sich vor einem weiteren Angriff zu drücken und seine Haut zu retten. Mein Vetter kannte meine Schwächen. Wir alle hatten daheim Bräute, Verlobte und Ehefrauen zurückgelassen, aber nur ich benutzte meine Liebste als Vorwand, um aus dem Kampf auszusteigen. Dennoch versicherte ich mir, dass meine Entscheidung vollkommen ehrenhaft, ja vernünftig war.

Der Hauptmann hielt es für eine gute Idee, dass wir gingen. Trotzdem fühlte ich mich unterwegs merkwürdig isoliert. Vielleicht lag das daran, dass mein Gehör im linken Ohr noch nicht wiederhergestellt war, oder daran, dass die letzten Worte des toten Feindes an seine Braut mir im Kopf immer noch nachhallten. Ich hatte das Gefühl, als hätte nichts von dem Geschehenen sich tatsächlich ereignet, aber der Geruch des Todes ging nicht von meinen Händen ab, obwohl ich sie lange in dem Bach wusch, auf den wir gestoßen waren. Die Handlinien – die des Lebens, des Herzens und des Kopfes – zeichneten sich noch immer dunkelbraun ab, das getrocknete Blut drang tiefer in mein Fleisch ein, und ich setzte meinen Weg Hand in Hand mit den Toten fort. Manchmal fiel mir ein, wie meine Beine in den Kampf gelaufen waren, wie meine Hand, ohne zu zögern, das Schnellfeuergewehr hatte singen lassen und ich, als mir die Munition ausgegangen war, nach der Pistole ge-

griffen und danach Steine benutzt hatte, die am Boden lagen, und wie ich zuletzt den Kopf eines Rotarmisten gegen den Kotflügel des *Mootors* geschlagen hatte. Aber das war nicht ich gewesen, sondern der andere.

Mein Kompass war im Kampf verloren gegangen, und wir stapften durch fremde Wälder. Ich ging jedoch zielstrebig weiter, so als wüsste ich, wohin wir unterwegs waren, und wurde etwas munterer, als ich wieder einen Vogel singen hörte. Über kurz oder lang würde Edgar bemerken, dass ich den Weg nicht kannte, aber er würde sich kaum beklagen, für uns war es sicherer, uns von den Flüchtlingen fernzuhalten, auf die das Vernichtungsbataillon Jagd machte. Das brauchte ich nicht laut auszusprechen. Ein paar Mal schlug Edgar vor, wir sollten in Ruhe die Ankunft der Deutschen abwarten, alles andere wäre nicht sinnvoll, und in dieser Situation lohne es sich nicht mehr, ein Risiko einzugehen. Ich hörte nicht auf ihn, sondern ging weiter: Ich würde auf den Hof der Armis gehen, um Rosalie und ihre Familie zu beschützen, würde auch bei den Simsons nach dem Rechten sehen und, falls die Kämpfe andauern sollten, einen zuverlässigen Waldbruder suchen und mich seiner Truppe anschließen. Edgar folgte mir, wie er mir auch auf der Reise zu der Schulung über den Finnischen Meerbusen gefolgt war. Das aus den Spalten im Eis hervorquellende Wasser hatte damals die Wangen des Vetters blass werden lassen, und er wäre am liebsten umgekehrt. Als die Skier Eis ansetzten, schlug ich auch für ihn die Klumpen ab. Dann liefen wir wieder hintereinander her, ich voraus, Edgar mir nach, genau wie jetzt. Diesmal wollte ich jedoch einen gehörigen Vorsprung haben, damit sein Keuchen im Rauschen der Bäume unterging. Vorhin hatten mir die Finger gezittert, als ich den Tabaksbeutel hervorzog, und ich wollte nicht, dass Edgar das sah. Wieder und wieder hatte ich das Gesicht des Mannes, der sich an

mein Bein geklammert hatte, vor Augen, ich beschleunigte das Tempo, der Rucksack erschwerte meine Schritte, dennoch ging ich schneller, ich wollte das Gesicht des Mannes hinter mir lassen, des Mannes, der vermutlich durch meine Kugel gestorben war und dessen Braut niemals erfahren würde, was mit ihm passiert war, und dessen letzter Gedanke gewesen war: Ich liebe dich. Es gab noch andere Gründe dafür, dass ich hatte fortgehen und die anderen, die sich auf den nächsten Angriff vorbereiteten, hatte zurücklassen wollen. Die verbündeten Teutonen hatten schon früher Misstrauen in mir geweckt.

Sie hatten unseren Trupp der Roten Armee in den Rücken geschickt, obwohl wir nur ein paar Granaten, Pistolen und ein kaputtes Radio mithatten, weiter nichts. Nicht mal eine ordentliche Estlandkarte hatten wir bekommen. Sie hatten uns in den Tod geschickt, das war gewiss. Dennoch hatte ich die Befehle ausgeführt und meine Zweifel verschwiegen. So als hätten wir aus den vergangenen Jahrhunderten nichts gelernt, aus den Zeiten, in denen die baltischen Barone uns das Fell über die Ohren zogen.

Bevor ich nach Finnland ging, hatte ich vorgehabt, mich den Truppen des Grünen Hauptmanns anzuschließen, sogar erwogen, ein Attentat zu verüben. Aber ich änderte meine Pläne, weil man mich bat, an der von den Finnen organisierten Ausbildung teilzunehmen, als das Meer tatsächlich zugefroren war und der Weg nach Finnland leicht wurde. Das hielt ich für ein schicksalhaftes Zeichen; in den Reihen der Waldbrüder waren Angeberei und Nachlässigkeit von der Art aufgetreten, mit der man keinen Krieg gewinnen, keinen Feind vertreiben, niemanden aus Sibirien zurückholen oder Häuser wieder in Besitz nehmen kann. Die Aktivitäten des Grünen Hauptmanns erschienen mir riskant – er trug ein Notizbuch bei sich, in dem er alle per-

sönlichen Angaben der Männer seines Trupps vermerkte, und entwarf auf Papier genaue Pläne seiner Angriffe und Tunnel. Marts Tochter bestätigte meine Zweifel. Sie erzählte mir, dass das Vernichtungsbataillon die Verpflegungsbücher ihrer Mutter gefunden habe, in deren Spalten sie notiert hatte, wer zu ihr zum Essen kam und wann, denn der Grüne Hauptmann hatte versprochen, sie würde später für alle Mühe und die Lebensmittel entschädigt werden. Jetzt war Marts Haus nur noch eine rauchende Ruine, Mart selbst hatte den Verstand verloren, und seine Tochter war irgendwo vor uns mit anderen Leuten auf der Flucht. Einige der in den Verpflegungsbüchern genannten Brüder waren schon hingerichtet worden.

Mir wurde klar, dass die Unseren auf diese Jahre mit gutem Gewissen zurückblicken wollten, dann, wenn Estland wieder frei wäre: dass es für die Legalität ihres Handelns und die Beachtung der guten Sitten Beweise, dokumentiertes Material, geben sollte. Anständiges Verhalten war jedoch etwas, das wir uns nicht leisten konnten, und die Aktionen der Bolschewiken hatten gezeigt, dass unser Land und unser Heim in der Gewalt von Wesen ohne Gesittung waren. Laut kritisierte ich den Hauptmann jedoch nicht, als studierter Mann und Held des Freiheitskriegs wusste er von Kriegsführung mehr als ich, und in seinen Lehren lag viel Klugheit. Er hatte Truppen geschult, sie schießen und morsen gelehrt und dafür Sorge getragen, dass die im Wald wichtigste Fertigkeit, das Laufen, jeden Tag ausreichend trainiert wurde. Hätte der Grüne Hauptmann nicht immer diese gewissenhaften Aufzeichnungen gemacht, wäre ich vielleicht bei seiner Truppe in Estland geblieben. Oder wenn seine Männer nicht diese Kamera gehabt hätten. Ich war schon einige Zeit bei ihnen, als sie eines Morgens mit viel Trara ein Gruppenbild vorbereiteten. Ein mir unbekannter Mann löste sich von den ande-

ren, und ich folgte seinem Beispiel unter dem Vorwand, ich gehörte ja gar nicht zu der Truppe. Die Männer posierten vor dem Unterstand, die Arme einander auf die Schultern gelegt, mit Handgranaten am Gürtel, und ein Spaßvogel steckte den Kopf in das Koffergrammofon. Im Vordergrund stand ein Rucksack voller Geld der Kommunisten, das aus dem Tresor der Gemeindeverwaltung stammte und aus dessen Fundus der Grüne Hauptmann am Vortag ganze Bündel an die Angestellten der Gemeindeverwaltung ausgeteilt hatte, weil man ihn wegen dieser Sache sowieso belangen würde. Nehmt nur reichlich, hatte er gesagt, diese Rubel haben wir von der Sowjetunion zur Rückgabe an das Volk beschlagnahmt.

Der Hauptmann war schon eine Legende, ich würde mich zu so etwas nicht eignen, ich wollte kein Held sein. War das Schwäche? War ich wirklich besser als Edgar?

Rosalie wäre stolz gewesen auf die Fotos: sowohl auf die während der Schulung als auch auf die bei der Truppe des Grünen Hauptmanns aufgenommenen. Ich wollte jedoch den Fehler des Hauptmanns nicht machen und hatte deshalb mit widerstrebenden Fingern Rosalies Foto zerschnitten. Ihr Blick hatte mich in vielen verzweifelten Momenten getröstet, und ich würde ihr Bild brauchen, falls mir das Leben aus den Adern rinnen und im Boden versickern sollte, ich brauchte es jetzt schon, während wir über Stock und Stein wanderten und ich die kämpfenden Brüder hinter mir gelassen hatte, ich brauchte ihren Blick. Edgar, der hinter mir hertrötete, hatte niemals ein Andenken an seine Frau bei sich getragen. Als er in der Waldhütte auftauchte, in der ich auf den Aufbruch nach Finnland wartete, gab er mir zu verstehen, ich dürfe zu niemandem ein Sterbenswörtchen darüber verlauten lassen, dass er in seine Heimat zurückgekehrt war. Die Sorge des Deserteurs war verständlich, die schwachen Nerven seiner Mutter

waren bekannt. Dennoch konnte ich mir nicht vorstellen, ebenso zu handeln wie er und Rosalie keinerlei Lebenszeichen zu senden. Ich hörte Edgar hinter mir keuchen und begriff nicht, warum er seine Frau in dem Glauben lassen wollte, dass er als Zwangsmobilisierter immer noch in den Reihen der Roten Armee diene. Ich wollte so bald wie möglich zu Rosalie, Edgar erwähnte nichts von einem Wiedersehen mit seiner Frau. Ich vermutete schon, er wolle sie in niederträchtiger Weise verlassen, habe eine neue Flamme gefunden, vielleicht in Helsinki. Edgar erledigte seine Angelegenheiten oft allein, rannte ständig ins Restaurant Klaus Kurki. Gegen meinen Verdacht sprach jedoch die Tatsache, dass sein Blick nie verriet, dass er an eine Frau dachte, und er sich längst nicht so vom Alkohol verlocken ließ wie wir anderen, davon zeugte sein stets frischer Atem, wenn er ins Quartier zurückkehrte. Dabei trug mein Vetter immer die Sportkleidung, die man uns kostenlos gegeben hatte, auch wenn er Stoff und Schnitt abschätzig betrachtete. In dieser Kleidung hätte er nicht mit einer Dame spazieren gehen oder sie von den zwanzig Mark ausführen können, die wir pro Tag bekamen, geschweige denn die Helsinkier Freudenhäuser kennenlernen. Dieses Geld reichte gerade eben für Zigaretten, Socken und das sonst Nötige.

Die anderen musterten meinen Vetter verstohlen, empfanden ihn als andersartig, und ich befürchtete schon, man werde ihn als ungeeignet für die Aufgabe von der Insel schicken. Deshalb übte ich intensiv mit ihm, nachdem er an der Schläfe vom Rückstoß des Gewehrs verletzt worden war und seine Angst vor dem Schießen besorgniserregende Ausmaße annahm. Gleichzeitig wunderte ich mich, wie er in der Roten Armee zurechtgekommen und warum er um die Taillengegend so stämmig geworden war, die Verpflegung bei der Roten Armee bestand wohl

kaum aus Speck und Weizenbrot. Allerdings war der Bauch, den er sich auf der Insel Staffan angefuttert hatte, mittlerweile verschwunden, in Finnland gab es alles nur auf Karten.

Meinem Vetter wurde vieles verziehen, weil er von Natur aus ein Maulheld war. Als Referenten von der finnischen Generalität zu uns kamen, konnte er mit seinem Wissen über die Rangabzeichen in der Roten Armee und seinem mittlerweile fließenden Russisch glänzen und versuchte sogar, den anderen das Fallschirmspringen beizubringen, obwohl er selbst kein einziges Mal gesprungen war. Die Abende verbrachte er damit, die für die Rückkehr nach Estland notwendigen Papiere zu fälschen, und mir flüsterte er zu, er plane eine Elitetruppe, deren Fundament auf der Insel gelegt worden sei. Ich ließ ihn faseln, denn im Gegensatz zu den anderen war ich die notorischen Lügen meines Ziehbruders gewohnt. Sie dagegen hörten sich sein Gequatsche aufmerksam an – wir hatten genügend Freizeit, Momente, in denen die anderen sich darauf konzentrierten, jede Lotta wie die erste Eva anzustarren. Ich verbrachte meine Zeit damit, an Rosalie und an die Frühjahrssaat zu denken. Im Juni hatten wir von den Deportationen erfahren. Von meinem Vater hatte ich nichts mehr gehört, seitdem er im Vorjahr verhaftet worden war. Meine Mutter jammerte damals, Vater hätte doch so schlau sein müssen, die Internationale zu singen, dabei den Hut abzunehmen und sich über die Angelegenheiten des Kartoffelvereins zurückhaltender zu äußern. Auch der Nationalisierung hätte er sich nicht widersetzen dürfen, aber ich wusste, dass Vater das nicht fertiggebracht hätte. Sein Verhalten hatte die Simsons jedoch den Hof gekostet, den Sohn in den Wald getrieben und ihn selbst ins Gefängnis gebracht. Er sollte ein abschreckendes Beispiel sein. Gleichzeitig beruhigte man die Leute, den Boden werde

ihnen niemand wegnehmen, aber wer glaubte schon den Bolschewiken?

Edgar kümmerte der Verlust unseres Hofs nicht weiter, obwohl meine Familie sein Studium bezahlt hatte, jenes Studium, von dem Edgar den anderen immer wieder Geschichten erzählte, vom Studentenleben in Tartu, und Studenten hatte es in unserem Trupp reichlich gegeben, mehr als Leute vom Land. Seine geringe Lebenserfahrung klang durch, wenn Edgar und die anderen Studenten über diejenigen lachten, die sie für naiver hielten als sich selbst. Für sie war ungebildet ein Schimpfwort, und sie definierten einen Menschen danach, ob er drei Klassen besucht hatte oder mehr. Manchmal klangen die Reden der Burschen, als hätten sie zu viele englische Spionageromane gelesen, und sie hegten große Illusionen, dass sie die Insel Staffan als Topspione verlassen würden und die Tage der Roten Armee gezählt wären. Dieses Evangelium verkündete Edgar allen voran. Einige von ihnen hielt ich für Abenteurer, Feiglinge gab es darunter jedoch nicht, und das gab mir ein wenig Vertrauen und zerstreute meine Skepsis in der Frage, was aus dieser Truppe wohl werden würde. Die Grundlagen hatten wir uns angeeignet, wir alle waren Funker geworden, hatten das Morsen geübt, und obwohl Edgar beim Laden der Waffen ungeschickt war, hatte das Morsen zu seinen Seidenfingern gepasst, die bis zu hundert Zeichen pro Minute schafften. Meine Hände passten besser zu den Sterzen des Pflugs. Immerhin waren wir uns einig über die wichtigsten Ziele und die englische Orientierung.

Ich hatte meine eigenen Pläne: Anstelle von Rosalies Foto trug ich schon seit der Insel ein loses Blatt Papier bei mir, das gelocht war; das ganze Material mit mir herumzutragen, war zu riskant. Auch hatte ich mir ein Heft mit Wachtuchdeckel als Tagebuch gekauft. Ich hatte vor, Beweise für die von den Bolschewiken angerichtete Zerstörung zu

notieren. Die würden dann gebraucht, wenn der Frieden käme. Dann würde ich die Dokumente Männern übergeben, die im Umgang mit Worten geschickter waren als ich und die die Geschichte dieses Freiheitskampfes aufschreiben würden. Das Wissen um die Bedeutung dieser Aufgabe stärkte mich moralisch, wenn mich Zweifel befielen, ob ich vielleicht nur aus Feigheit nicht an der Verwirklichung der großen Pläne mitarbeitete, oder wenn ich eine Wahl traf, mit der ich eine Teilnahme am Kampf vermied. Dennoch erfüllte ich eine Aufgabe, auf die mein Vater stolz gewesen wäre. Ich würde nichts aufschreiben, was anderen schaden konnte, und auch nichts, was zu viel über unsere Kontaktpersonen verriet. Ich würde sie nicht namentlich nennen und vielleicht auch keine Ortsangaben machen. Ich würde mir eine Kamera besorgen, aber nicht für Gruppenbilder mit unseren Brüdern. Augen von Spionen glommen überall. Ihr Blick war voller Gold, der von uns anderen voller Erde.

1941, Tallinn

Estnische SSR, Sowjetunion

Die Getreidespeicher brannten, und am Himmel sprossen Rauchsäulen. Busse, Lastautos und Personenwagen füllten mit ihrer Hektik die Straßen, die Reifen kreischten, sie wollten weg ebenso wie die Menschen, Explosion! Luftabwehrfeuer. Glassplitter wie Regenschauer. In der Küche ihrer Mutter riss Juudit den Mund auf; die Mutter selbst war aufs Land zu ihrer Schwester Liia geflüchtet und hatte Juudit allein zurückgelassen, damit sie auf die Bombe wartete, die Bombe, die allem ein Ende setzen würde. Die Landstraßen von Tallinn Richtung Narva waren schon seit einiger Zeit von den vollgeladenen Wagen der Evakuierten verstopft, und dem Vernehmen nach war ein Evakuierungskommissariat gegründet worden: Kommissariate für die Evakuierung des Viehs, für die Evakuierung von Getreide und Linsen, für die Evakuierung jedweder Materie – die Bolschewiken wollten beim Abzug alles, einfach alles mitnehmen, sogar die halben Kartoffeln, sie würden nichts zurücklassen, weder für die Deutschen noch für die Esten. Aus der Armee waren Männer abkommandiert worden, um die Felder abzuräumen. Alles Richtung Narva, alles in die Häfen. Explosion.

Juudit hielt sich die Ohren zu, drückte die Hände fest an den Kopf. Sie hatte sich schon damit abgefunden, dass die Stadt zerstört sein würde, bevor die Deutschen kämen, nur hätte sie sich gewünscht, ihr letztes Stündlein hätte unter alltäglicheren Umständen geschlagen: dass die letzten Geräusche, die sie hörte, das Klirren von Löffeln gegen Teller,

das Geräusch einer Büchse, die sich klirrend mit Haarnadeln füllt, oder der dumpfe Klang einer Milchkanne wäre, die auf den Tisch gestellt wird. Vögel! Ihr Singen! Aber Luftwaffe und Flak hatten die Vögel verschlungen, sie würde sie nie wieder hören. Keine Hunde. Nicht das Miauen der Katzen, das Krächzen der Krähen, das Poltern in der oberen Etage, die Kinder im Erdgeschoss, das Rennen der Laufburschen, nicht das Knarren der Schubkarren, nicht das Scheppern des Eimers, wenn die Nachbarsfrau sich den Kopf am Rahmen der unter Juudits Fenster befindlichen Haustür stieß. Auch Juudit hatte sich probenhalber eine Waschschüssel auf den Kopf gesetzt, allerdings im Haus und heimlich, hatte vor dem Spiegel posiert und sich gewundert, warum die Modistinnen keinen Hut kreiert hatten, den man auf eine kleine Waschschüssel oder einen Eimer setzen konnte. Der Erfolg wäre garantiert. Weil die Frauen so kindisch, so verrückt waren, dass ihnen als Kopfschutz gerade eine solche Albernheit wie ein Eimerhut gepasst hätte. Die blechernen Geräusche gehörten jedoch schon der Vergangenheit an, einer Vergangenheit, zu der ein Alltag gehört hatte. Der war von Verlusten geprägt und von den Bolschewiken gefärbt, aber doch ein Alltag gewesen, mit alltäglichen Geräuschen. Der Bruder hatte Juudit im Frühjahr zu ihrer Mutter in die Valge-Laeva-Straße gefahren, damit sie dort wohnte, für alle Fälle. Dennoch waren die Tage einfach so weiter vergangen, obwohl der Bruder und seine Frau im Juni abgeholt worden waren. Seitdem hatte Juudit von Johan und der Schwägerin nichts mehr gehört, und in Johans Haus wohnten jetzt fremde Leute, wichtige Personen aus dem Kommissariat. Juudits Mann war schon vorher in die Rote Armee eingezogen worden. Elisa wiederum, die im Erdgeschoss unter der Mutter gewohnt hatte, war wegen konterrevolutionärer Tätigkeit verurteilt worden – sie stand im Verdacht, ge-

wusst zu haben, dass ihre Untermieterin Karin die Absicht hatte, das Land zu verlassen. Auch Juudit war im Fall Karin verhört worden. Dennoch waren auch danach die Tage vergangen und hatten, indem sie vergingen, den Alltag gebildet, der immer noch besser war als diese Tage der Verwüstung. Auf dem Land bei Tante Leonida molk Rosalie weiterhin die Kühe, obwohl die Familie ihres Verlobten Opfer des Terrors geworden, den Simsons der Hof weggenommen und Rolands Vater verhaftet worden war. Rolands Mutter war in das Haus der Armis gezogen und wurde dort von Rosalie gepflegt. Dafür war Juudit Rosalie dankbar. Sie hätte ihre Quasi-Schwiegermutter nicht ertragen, nicht einmal in der Not, sie besaß nicht Rosalies Geduld. Wenn Juudits Mann das wüsste, hätte er wieder einen Grund zum Tadel, seine sogenannte Mamma verdiente es nicht, von der Frau ihres Lieblings so gleichgültig behandelt zu werden. Vielleicht nicht, aber Rosalie kümmerte sich sicherlich besser um die Schwiegermutter als Juudit und würde zu deren Freude die Stube früher oder später mit kleinen Knirpsen füllen. Das würde Juudit nicht mehr erleben.

Sie überlegte, welches Bild und welche Geräusche sie vor dem Ende als letzten Gedanken aus dem Alltag ihrer Vergangenheit auswählen sollte. Vielleicht einen Tag aus der Kindheit, eine Erinnerung an Rosalie und an alltägliche Geräusche aus der Küche, einen Augenblick, der sich genauso anhörte wie all die Morgen der Friedenszeit, die ihr signalisierten, dass der Tag genauso werden würde wie die vorangegangenen, einen Tag, an dem der unter Mutters Fenster stehende Furnierstuhl aus der Luther-Fabrik über den Boden geschrappt war und dieses Geräusch Juudit geärgert hatte, einen Tag, an dem Juudit nichts Wichtigeres im Kopf gehabt hatte, einen, an dem derartige Nichtigkeiten sie geärgert hatten. Oder vielleicht wollte sie vor ihrem

Tod doch lieber einen Tag vor Augen haben, als sie noch ein lediges Fräulein war, aus der Zeit, als es nichts Aufregenderes gab als ein in Seidenpapier geschlagenes Kleid im Karton, ein Kleid für die künftigen Freier; an ihren Ehemann würde sie auf keinen Fall denken. Sie biss sich auf die Lippe – der Mann ging ihr nicht aus dem Kopf, selbst wenn sie sich darum bemühte. Wenn die Explosion, die vorhin das Zimmer erhellt hatte, das Haus getroffen hätte, wäre die Ehe ihr letzter Gedanke gewesen. Eine neue Maschinengewehrgarbe brachte ihre Muskeln zum Zucken, aber die Explosionen machten ihr nichts aus, und sie ging nicht mehr in Deckung.

Der Gedanke, mit der Stadt zusammen unterzugehen, war ihr am Tag vor Mutters Abreise in den Sinn gekommen, und er war dort geblieben, als hätte sie sich niemals etwas anderes gewünscht. Immerhin mochte sie Tallinn, ihre Schwiegermutter jedoch nicht, und die Schwiegermutter war jetzt im Haus der Armis. Die Mutter hatte Juudit zu überreden versucht, sich auch dorthin zu begeben, fast die ganze Familie befand sich jetzt in der Obhut von Tante Leonida, in solchen Momenten war es gut, bei seinen Angehörigen zu sein.

»Gottlob ist deinem Vater das alles erspart geblieben. Wir wollen die zusätzlichen Esser jetzt so aufteilen, dass ich bei meiner einen Schwester unterkomme und du bei der anderen. Nur für kurze Zeit. Und Juudit, du solltest zumindest versuchen, mit deiner Schwiegermutter auszukommen.«

Juudit hatte die Folgsame gemimt, damit die Mutter sich auf den Weg machte. Sie würde nicht zu Tante Leonida gehen. Was den Sieg betraf, war Juudit nicht so hoffnungsvoll wie ihre Mutter, aber im Stillen war sie dankbar für die Lungenentzündung, die den Vater dahingerafft hatte, als im Land noch alles gut war, er hätte das Wüten der

Bolschewiken in den Dörfern und Johans Verschwinden nicht ertragen können. Die Sowjetunion besaß einen unerschöpflichen Vorrat an Männern, warum sollte sich die Lage gerade jetzt ändern? Warum hatte sie sich nicht vor den Junideportationen geändert, warum nicht, bevor der Bruder verhaftet wurde? Der tosende Kampf wälzte sich mit den schweren, verdreckten Rädern der Geschützwagen voran und würde sie alle umbringen. Das war's dann. Juudit schloss die Augen, das Zimmer war hell: Die Lichtstreifen in der Luft erinnerten an das Feuerwerk des Strandsalons in Pirita zu Johanni, da war sie ein Jahr im Stand der Ehe gewesen. Damals hatten Juudits Ohren funktioniert, und ihre Sorgen waren von anderer Art gewesen, ihre Sehnsüchte hatten sich auf ihren Ehemann beschränkt, oder, besser gesagt, auf das, was er ihrer Vorstellung nach war. Und in der Mittsommernacht in Pirita hatte sie gehofft, so sehr gehofft. Sie versetzte sich in Gedanken tief in die Sommernacht von Pirita, konzentrierte sich auf die brennenden Teertonnen, auf den Wald, der geschnauft hatte wie ein im Sommer erwachter Igel. Sie hatte auf der Zunge das leicht ranzige Aroma des Lippenstifts geschmeckt, der ein wenig verschmiert war, aber das kümmerte sie nicht, denn das war ein Zeichen dafür, dass ihr Mund geküsst worden war, und die Musiker gaben ihr Bestes, das Lied sang von der Jugend, die ein vergänglicher Traum war, von wilden Rentieren, die unbekümmert aus dem Bach tranken, und die Nacht war von Gezwitscher erfüllt gewesen, das aus dem blühenden Farnkraut kam, und dieses Gezwitscher paarte sich mit zweideutigem Lächeln, und Juudits unverheiratete Freundinnen kicherten und schüttelten trotzig ihre Bubikopffrisuren, sie hatten noch alles vor sich und die Mittsommerzauber alle Chancen, sich zu erfüllen. Juudit spürte, wie abträglich der Stand der Ehe der Haut ihrer Wangen, der Elastizität ihres Flei-

sches und der Leichtigkeit ihres Atems war. Weil es daran nichts Erstrebenswertes gab, spielte sie vor ihren Freundinnen die erfahrene Frau, die ein wenig bessere, ein wenig klügere, und sie hielt mit der Lässigkeit der erfahrenen Gattin ihren Mann bei der Hand und bemühte sich gleichzeitig, den bitteren Samen des Neides zu verdrängen, des Neides auf die Freundinnen, die noch niemanden erwählt hatten und die noch nicht für den Altar erwählt worden waren. Doch dann zog ihr Mann sie auf die Tanzfläche und sang die Worte des Lieds mit, nach der seine Frau so klein war wie eine Taschenuhr, und die Zärtlichkeit in seiner Stimme führte sie von den anderen fort, das Orchester spielte schon ein neues Stück, die sorglosen wilden Rentiere waren vergessen, und Juudit erinnerte sich, warum sie ihren Mann geheiratet hatte. In dieser Nacht. Heute würde es gelingen.

Erschrocken flogen Juudits Augen auf, sie hatte wieder an ihren Mann gedacht. Dort, wo der Finnische Meerbusen lag, ging offensichtlich die Sonne auf. Aber das war kein Sonnenschein, sondern das Lodern des Roten Tallinns, die Geschwader schrien wie ängstliche Vögel. Geräusche von Rückzug. Juudit tastete sich langsam durchs Zimmer und lehnte sich gegen die Wand. Sie konnte nicht glauben, dass die Bolschewiken abzogen. Nachdem sie in einer Ecke des Schlafzimmers zusammengesackt war, begriff sie, dass die Maschinen der Luftwaffe nur an den fliehenden Schiffen interessiert waren, nicht an Tallinn. Über dieses Wissen konnte sie sich jedoch nicht freuen. Ihre zuckenden Beine wussten nur allzu gut, was das Brummen eines Flugzeugs bedeutete: Man musste ein Versteck finden, Schutz suchen, irgendwohin laufen, so wie damals, als sie auf dem Land Rosalie und der Tante beim Schnapsbrennen geholfen hatte und der urplötzlich am Himmel erschienene Feind die Tante veranlasst hatte, den Kessel umzustoßen,

und sie waren unter die Bäume gerannt, hatten keuchend den Tiefflieger angestarrt, dessen Bauch zum Glück leer war.

Juudit drückte den Rücken gegen die Wand, die Beine fest am Boden. Sie hatte sich auf eine Explosion eingestellt. Obwohl die Luft schwer war vom Qualm des Krieges, waren doch nicht alle bekannten Düfte verschwunden. Von den Tapeten ging immer noch der Geruch betagter Menschen aus, sicher und vergangen. Juudit berührte mit der Nase die Tapete. Deren Muster war ähnlich und ebenso altmodisch wie das in den Zimmern von Johans Haus, in denen Juudit mit ihrem Mann gewohnt hatte, als sie darauf warteten, dass ihr eigenes Haus fertig wurde. Das Haus war nicht fertig geworden, sie würde es niemals einrichten. Und sie würde niemals in ihrem eigenen Heim die neuen Seerosentapeten sehen, die sie im *Tapetiladu Fr. Martinson* ausgesucht hatte, nachdem sie mehrmals ihre Meinung geändert und an jedem Blumenmuster nacheinander gegenüber ihrem Mann, ihrem Bruder und ihrer Schwägerin herumgenörgelt hatte, die als Einzige verstanden hatte, wie wichtig die Wahl der Tapeten war. Nachdem sie ihre endgültige Wahl getroffen hatte, verließ sie das Geschäft, erleichtert darüber, dass sie keine Tapetenmuster mehr zu prüfen und sie zu Hause miteinander zu vergleichen brauchte – zunächst bei Fr. Martinson und dann wieder zu Hause. Ausgelassen hatte sie einen Mietwagen genommen, um ihrem Mann die frohe Botschaft zu überbringen, der sich erleichtert zeigte, dass das Tapetenproblem gelöst war, und diesen Beschluss hatten sie und die Schwägerin im Restaurant Nömme gefeiert. Von dem Kuchen war etwas Schlagsahne an ihrer Nase hängen geblieben, deren Haut glatt und glühend war, denn damals hatte sie ihr Gesicht jeden Abend mit Zucker geschält. Man stelle sich vor, mit Zucker! Hatten sie an jenem Abend Cock-

tails getrunken, hatten sie getanzt? Hatte ihr Mann sich ihnen später angeschlossen und hatte Juudit wieder gedacht, an diesem Abend, diesen Abend würde es klappen? Hatte sie das auch damals gedacht, so wie sie es ein ums andere Mal gedacht hatte?

Das von Juudit erwartete Ende kam nicht. Am Morgen schwankte, brannte und rauchte Tallinn, aber die Stadt stand noch, und sie selbst war immer noch am Leben, die Rote Armee aber fort. Die fröhlichen Ausrufe draußen veranlassten Juudit, zu dem mit Papier zugeklebten Fenster zu kriechen und es trotz der Splitter zu öffnen. Die Wehrmacht füllte die Straße aus, Helme und Fahrräder wie Heuschrecken, die sich in dieser Fülle nicht zählen ließen, die Gasmaskenbehälter schaukelten, und die Soldaten verschwanden unter einem Blumenregen. Juudit streckte die Arme hinaus, in der Luft perlte das Lächeln wie die Blasen in frischer Limonade, die Hände wedelten den Befreiern einen nach Mädchen duftenden Windhauch entgegen, und die Hände waren wie Blätter an einem Sommerbaum, beweglich und bebend, manche Hände rissen die Plakate der Kommunistischen Partei herunter, die feierlichen Bilder der Führer. Münder zerrissen, Köpfe barsten, Hälse brachen, Fersen drückten sich in Augen und zerrieben sie auf dem Boden, stopften wütenden Staub in die papiernen Münder der Führer, Papierfetzen verbreiteten sich mit dem Wind wie Konfettiregen, die allgegenwärtigen Glas-splitter knirschten wie reiner Schnee. Der Wind schlug das Fenster zu, Juudit erschrak.

So hatte es nicht kommen sollen. Wo war das Ende geblieben, das sie erwartet hatte? Juudit war enttäuscht, die Entscheidung war ausgeblieben. Sie atmete am Fenster die Luft des freien Tallinns. Zögernd, zur Probe. So als würde ein falsches Atmen den Frieden vertreiben oder hätte eine

Bestrafung zur Folge für die Frau, die nicht an den Sieg der Deutschen und den Rückzug der Sowjetunion geglaubt hatte. Auf die Straße zu laufen, wagte sie nicht, es waren auch unziemliche Gedanken, die ihre unruhigen Beine zurückhielten. Sie waren ihr in den Kopf geschossen, als das kleine Nachbarsmädchen in den Hof gerannt kam und rief, Vater kommt nach Hause! Der Ruf des Mädchens hatte Juudit wieder an ihre Lage erinnert, und sie musste sich am Stuhl festhalten wie ein alter Mensch.

Bald würden sich die von der Roten Armee geplünderten Geschäfte füllen und ihre Türen öffnen, die Ladenfräulein hinter den Theken würden wieder die Einkäufe in Papier wickeln, und man würde die Kläranlage reparieren, die Brücken würden an ihre Plätze zurückkehren, alles Geraubte, Zerstörte und Geschlachtete würde sich in seinen alten Zustand zurückspulen wie ein rückwärts laufender Film. Die Stadt war noch voller Wunden und ausgesaugt, die Landstraßen bogen sich unter den Pferdekadavern und den Leichen der Rotarmisten, die von Käfern wimmelten, doch bald würde das alles fort sein. Man würde die Häfen instand setzen. Die Schienenwege ausbessern. Die Bombenrichter in den Straßen verfüllen. Aus den Ruinen würde Friede steigen, Mörtel die gähnenden Schächte in den Gebäuden bedecken, es würden keine unterbrochenen Straßen mehr die Fortbewegung aufhalten, und die Kerzen würde man vom Tisch in die Schublade wischen können, das elektrische Licht würde hinter den Verdunkelungsvorhängen aufflammen, die Verschleppten würden vielleicht zurückkehren, Johan nach Hause kommen, niemand würde je wieder abgeholt werden, nie wieder jemand verschwinden, bei Nacht würde nicht mehr an die Tür geklopft, und Deutschland würde den Krieg gewinnen, könnte es eine bessere Zukunft geben? Der Alltag würde einkehren. Aber obwohl Juudit vorhin genau den ersehnt

hatte, war ihr dieser Gedanke im Nu unerträglich geworden, und die Gleichgültigkeit, die sie nur einen Augenblick zuvor empfunden hatte, in Angst vor der Zukunft umgeschlagen. Der Alltag, den sie bekommen würde, war nicht der, den sie wollte. Jenseits des Fensters wartete die von den Bolschewiken geräumte Stadt – die ersten Stiefel der heimkehrenden Esten wirbelten auf der Straße schon den Staub auf, bald würde sie sich mit einem gemischten Sortiment von estnischen, deutschen und lettischen Waffenröcken und um sie herumschwirrenden Mädchen, Fräulein, Verlobten, Witwen, Töchtern, Müttern, Schwestern, einer endlosen Schar schnatternder, schluchzender und tänzelnder Frauenzimmer füllen.

Juudit wollte nicht mit Frauen zusammentreffen, die von ihren heimkehrenden Männern sprachen oder deren Bräutigame, Väter und Brüder schon aus den Wäldern herausgekommen oder von den roten Truppen desertiert waren, die in Estland oder am Finnischen Meerbusen gekämpft hatten. Sie selbst hatte nichts mitzuteilen, sie hatte ihrem Mann keinen einzigen Brief geschickt. Allerdings hatte sie es versucht, hatte Papier und Tinte hervorgeholt, sich an den Tisch gesetzt, aber ihre Hand war nicht imstande gewesen, Worte zu Papier zu bringen. Allein schon der Anfangsbuchstabe des Vornamens ihres Mannes war zu schwierig, und sich einen Einleitungssatz auszudenken unmöglich gewesen, sie war nicht imstande gewesen, den Brief einer sehnsuchtsvollen Ehefrau zu schreiben, und nur solche durfte man an die Front schicken. All die Nächte, in denen sie und ihr Mann es erfolglos versucht hatten, und die Nächte, in denen sie es nicht mal versucht hatten, waren in ihre Erinnerung eingebrannt, und sie hatte keinen der Augenblicke vergessen, in denen kein noch so tiefer Ausschnitt die Aufmerksamkeit ihres Mannes auf ihre Brüste gelenkt hatte. Sie erinnerte sich genau an die darauf

folgende Peinlichkeit, erinnerte sich daran, wie es sich anfühlte, wenn ihre Vorstellung von dem, was an ihr reizend war, sich als falsch erwies, erinnerte sich, wie ihr frisch angetrauter Mann die Brüste, die sie ihm dargeboten hatte, verachtet und sie selbst auf die andere Seite des Bettes geschoben hatte wie eine Portion verdorbenen Essens ans andere Ende des Tisches.

Ihr Mann war gleich zu Beginn der Bolschewikenherrschaft mit den anderen vor der Mobilisierung auf die Dachböden von Villen und Häusern geflüchtet, und Juudit war erleichtert gewesen. So hatte sie das Bett ganz für sich allein, dachte aber doch daran, die Stirn in schickliche Falten zu legen und die besorgte Ehefrau zu spielen. Als er auf einer Lebensmittelbeschaffungstour geschnappt und in einen schwarzen SIS der Tschekisten verfrachtet wurde, schaffte Juudit es, ihre grauen Augen mit Tränen zu füllen, weil es sich so gehörte. Sie hoffte schon damals, es würde die letzte Reise ihres Mannes sein, für so viele schon hatte ein SIS-Auto das Ende bedeutet, und gleichzeitig erschrak sie vor ihrer eigenen Hoffnung, vor der wilden Freude über die Möglichkeiten, die der Krieg mit sich brachte. In ihrer Familie gab es keine geschiedenen Frauen, sodass das Witwentum die einzige Alternative war. Durch ihre eigensinnige Schwiegermutter hatte sie jedoch vom Kommissariat erfahren, dass ihr Mann an die Front geschickt worden war, und wieder griff Juudit um der Konvention willen zum Taschentuch. Sie konnte niemandem erzählen, wie sehr sie das Bett genoss, in dem der Hausherr fehlte. Einen Liebhaber hätte sie sich schon gewünscht, aber wo sollte sie den finden? Es war absolut unschicklich, dergleichen auch nur in Erwägung zu ziehen. Sie hatte mehrmals Madame Bovary und Anna Karenina gelesen, und obwohl die Romanheldinnen keineswegs unter einer ähnlichen ehelichen Situation litten, verspürte sie eine große Seelenver-

wandtschaft mit ihnen, denn die Sehnsucht war auch ihr vertraut.

Vor der Hochzeit hatte die Mutter Juudit durch die Blume Ratschläge zum Eheleben und zu möglichen Problemen erteilt – die Schwierigkeiten, mit denen Juudit sich konfrontiert sah, fehlten in dem Repertoire. Ein gewisser Zweifel hatte Juudit schon während der Verlobungszeit beschlichen, und sie hatte der Mutter gegenüber vorsichtig angedeutet, dass anders, als von der Mutter erwähnt, der Mann sich ihr bisher in keiner Weise physisch genähert hatte. Dass ihre Freundinnen andere Erfahrungen machten mit ihren Verlobten, die es nicht abwarten konnten, vor den Altar zu treten, und Rosalie ständig auf den feurigen Charakter ihres dunkelbrauigen Rolands anspielte. Juudits Mutter lächelte über die Sorgen ihrer Tochter, sie hielt sie für ein Zeichen der Hochachtung und erzählte, dass Juudits Vater genau so ein Gentleman gewesen sei. Alles würde sich regeln, wenn sie erst zusammenwohnten.

So folgerte Juudit, dass sie in ihrer Dummheit einen Charakterzug für befremdlich hielt, der lediglich von großer Liebe zeugte, sie trieb die Hochzeit ungeduldig voran und reservierte das Zimmer für die Flitterwochen im Strandhotel in Haapsalu. Der Ring am Finger änderte jedoch nichts, und die Hochzeitsnacht verlief unerfreulich. Ihr Mann drang in sie ein, dann passierte etwas. Er zog sich zurück, ging hinter den Wandschirm, und Juudit hörte, wie er Wasser in die Waschschüssel goss und sich wie besessen wusch. Danach legte er sich möglichst weit entfernt von seiner Frau an den Rand des Bettes. Juudit stellte sich schlafend. Der nächste Abend verlief keineswegs erfreulicher. Am darauffolgenden schlief ihr Mann auf dem Sofa ein und wirkte am nächsten Morgen vollkommen normal. Tagsüber promenierte sie den Afrika-Strand entlang und tanzten am Abend im Strandsalon, als wären sie ein junges

Paar auf der Hochzeitsreise. Wieder in Tallinn, fing ihr Mann in Johans Notariat als Gehilfe an, Juudit konzentrierte sich darauf, ihr Heim einzurichten, und dachte fieberhaft darüber nach, was zu tun wäre.

In der Öffentlichkeit verhielt der Mann sich wie ein mustergültiger Ehemann, bot ihr den Arm und küsste ihr oft die Hand, und wenn er zu Späßen aufgelegt war, sogar den Mund, aber sein Benehmen änderte sich schlagartig, sobald sie allein waren. Wenn er keinerlei Zuneigung zu Juudit verspürte, warum hatte er dann um sie geworben? War alles, von den ersten Schritten an, eine Lüge gewesen? Nach ihrer Verlobung mit Roland hatte Rosalie Juudit mit der Familie Simson bekannt gemacht, und Juudit hatte Rolands lesebegeisterten Vetter zunächst überhaupt nicht beachtet, bis Rosalie ihr erzählte, dass der Bursche keineswegs so farblos sei, wie man auf den ersten Blick annehmen könne, denn er würde Pilot werden. Juudit hatte »Der Rote Kampfflieger« gelesen, und jede Frage und jedes von Juudit geäußerte Erstaunen begeisterten den jungen Mann so sehr, dass er sogar schön erschien, und sie führten viele hitzige Gespräche über Manfred von Richthofen. In der Art, wie er sich ereiferte, lag etwas erstaunlich Leidenschaftliches, und Juudit hegte keinerlei Zweifel an ihrer Wahl und auch nicht an ihrem Platz im Publikum, wenn er dereinst eine Kunstflugdarbietung mit Immelmann-Aufschwüngen vorführen würde. Rosalie lobte Juudits Wahl und Juudit Rosalies. Sie hielten sich für glücklich. In seinen Briefen versprach der Bräutigam, Juudit nach Paris und Rom zu fliegen, sie wollten beide die Welt sehen und reisen.

Der Gedanke, keinen festen Boden unter den Füßen zu haben, machte Juudit Angst. Doch die Mienen der Freundinnen hätte man sehen müssen, wenn sie von ihrem künftigen Leben als Gattin eines Piloten erzählte, als Dame, die

die Metropolen kannte, die ihre Handschuhe in Paris kaufte, wo die Verkäuferinnen die Handschuhe innen auspudderten, bevor man sie anprobierete. Eines Tages würde ihr Mann vielleicht auch in den Nachrichten auftauchen, und die Zuschauer würden aufgeregt seufzen, und bei einigen Damen würde der Herzschlag aussetzen. Manchmal wunderte sich Juudit, warum ein Mann mit einer so spannenden Zukunft sich ausgerechnet für sie interessierte, und nach der Verlobung küsste er sie auf die Stirn, und Juudit wurde es heiß, der Kuss erhitzte sie so sehr, dass sie an das, was danach käme, nicht einmal zu denken wagte. Dann aber kam nichts danach.

Schließlich fragte Juudit ihre verheirateten Freundinnen vorsichtig nach ihrem Intimleben. Sich bei Rosalie zu erkundigen, brachte sie nicht über sich, die war weiterhin mit dem Beschaffen ihrer Aussteuer beschäftigt, und das Simson'sche Haus wurde für die junge Hausherrin hergerichtet. Obwohl es zwischen Roland und Rosalie beständig funkte, hatten sie es nicht eilig, vor den Traualtar zu treten, sie wollten alles sorgfältig vorbereiten, aber nach ihrer Hochzeit konnte Juudit an Rosalies Plänen nicht mehr Anteil nehmen. Früher hatten sich die Cousinen über Hochzeitsfrisuren und Brautsträuße ausgetauscht und sich Gedanken über die Zeit gemacht, da sie beide verheiratete Frauen wären, Briefe zu diesem Thema waren zwischen Tallinn und dem Hof der Armis hin- und hergeflogen, und Juudit hatte Rosalie das Versprechen abgenommen, dass sie beide gemeinsam mit ihren Männern nach Haapsalu fahren, im dortigen Sanatorium Schlambäder nehmen und sich darum bemühen würden, dass ihre Männer besser miteinander auskämen – auch wenn es an den Beziehungen der Männer nichts auszusetzen gäbe, wäre es doch besser, wenn die Ziehbrüder ebenso enge Freunde würden wie Juudit und Rosalie. Zunächst hielt Rosalie den kosten-

losen Nähkurs von Singer für die einer Hausfrau besser zu Gesicht stehende Variante, willigte dann aber ein: Vielleicht konnte sie für ein paar Tage Leute einstellen, die sich um den Hof kümmerten, damit sie die Reise machen und als Ehepaare etwas Zeit gemeinsam verbringen konnten. Auf dem Land gab es immer so viel zu tun, da kam man nicht dazu, so richtig beisammen zu sein. Schließlich hatte Rosalie Gefallen an Juudits Idee gefunden, während Juudit sie nach der Hochzeitsreise verworfen hatte. Sie war sich sicher, dass Rosalie sie durchschaut und in ihrer Ehe die Lüge erkannt hätte, die Juudit nicht erklären konnte. Wie hätte sie es Rosalie begreiflich machen können, dass die Ehe sie an einem untauglichen Mann festgenagelt hatte? Rosalie würde es nicht verstehen. Rosalie würde es nicht glauben. Niemand würde es glauben.

In ihrer Ratlosigkeit nahm Juudit das »Handbuch der Hausfrau« zur Hand, das sie zur Hochzeit geschenkt bekommen hatte. Unter dem Stichwort Ehe war dort vom Geschlechtsverkehr in der Ehe die Rede. Unter dem Buchstaben G fand sich auch »geschlechtliche Gefühlskälte« und der Hinweis, dass Frigidität meistens psychische Ursachen habe: Furcht vor Schmerz, ein Widerwille gegen den Partner oder peinliche Erinnerungen. Juudit verstand, dass dieser Absatz nicht die Männer, sondern die Frauen betraf. Der Fehler lag also bei Juudit. Von ihren Freundinnen, die schon in den Stand der Ehe getreten waren, berichteten mehrere, dass ihr Mann anscheinend nie genug bekam, eine machte Andeutungen über eine Enge, eine andere, dass der Mann sie nicht einmal während ihrer Periode in Ruhe ließ, was fürchterlich unhygienisch und zweifellos auch gefährlich war, und eine dritte befürchtete, dass ihr Mann von seinen Vergnügungstouren eine venerische Krankheit mitbringen könnte. Juudits Lage war außergewöhnlich, und schließlich kam sie darauf: Tripper, Syphilis

und Schanker. Natürlich! Das war des Rätsels Lösung! Aus Scham hatte ihr Mann es einfach nicht gewagt, ihr das zu erzählen! Sie musste ihn also dazu bewegen, zum Arzt zu gehen, aber wie? Juudit würde ihm nicht sagen können, dass sie den Verdacht hegte, er sei krank.

Sie legte das Buch aus der Hand. Ein Foto vom Bein eines Säuglings mit einer ererbten Syphilis erinnerte sie an eine Frau aus ihrer Kindheit, bei deren Anblick die Mutter ihre Schritte verlangsamte und Juudit in eine andere Straße gezogen hatte. Die Mutter hatte es für besser gehalten, später in die Kolonialwarenhandlung zurückzukehren – die Frau litt an dem Übel schlechter Frauen, mit dem man sich auch dadurch anstecken konnte, dass man dasselbe Geschirr benutzte. Darin hatte die Mutter recht gehabt, dasselbe erklärte auch das »Handbuch der Hausfrau«, aber müsste dann nicht auch Juudit dieselben Symptome aufweisen? Juudit erinnerte sich immer noch an das Gesicht der Frau. Es war sauber gewesen und hatte keine Anzeichen von Kokainismus erkennen lassen, obwohl der Familienarzt bei seiner Sonntagsvisite etwas von der Ausbreitung der Krankheit geflüstert hatte: »In der Ärzteschaft wird behauptet, der Kokainwahnsinn in unserer Gesellschaft sei zurückgegangen, obwohl die Anzahl der Psychopathen und Neurotiker nicht gesunken ist und gerade sie Träger des Kokainismus sind. Sie können sich nicht vorstellen, wie viele es davon gibt.«

Das »Handbuch der Hausfrau« beantwortete nicht die Frage, ob das Leiden sich auf die Potenz des Mannes auswirkte. Juudit war mit ihren Überlegungen nicht weitergekommen. Syphilis, die allerschwerste und am meisten gefürchtete Geschlechtskrankheit. Ein solches Pech konnte sie nicht haben. Sie musste sich irren. Der Mann hatte keine roten Augen und keine Geschwüre im Mund oder an den Beinen und keine Missbildungen. Und doch, wie konn-

te sie herausbekommen, ob der Mann die Krankheit hatte, ob er schlechte Frauen geküsst hatte oder noch weiter gegangen war, und wenn ja, was dann? Wie konnte sie herausbekommen, ob ihr Mann einen Arzt aufgesucht hatte?

Juudit begann, sich selbst zu beobachten, überprüfte täglich aufmerksam ihre Zunge und die Gliedmaßen, erschrak wegen ein paar Mückenstichen und den nachfolgenden Schwellungen, vor einem Pickel am Kinn, einem Hühnerauge am Zeh, überlegte, ob sie irgendein Geschwür übersehen hatte oder ob sie sich jetzt in der vom »Handbuch der Hausfrau« erwähnten symptomfreien Phase befand. Die Freundinnen hatten schon auf die künftigen Kleinchen angespielt, und manche wunderten sich, denn dass Juudit es mit der Hochzeit so eilig gehabt hatte, war als Anzeichen dafür gedeutet worden, dass Familienzuwachs ins Haus stand, besonders die Schwiegermutter hatte darüber getuschelt, wissend und tadelnd. Schließlich nahm Juudit all ihren Mut zusammen, sie musste Gewissheit erlangen. Der Arzt war freundlich, der Besuch im Übrigen peinlich und auch schmerzhaft. Zum Abschluss stellte er fest, dass Juudit keinen organischen Fehler und auch keine Krankheit hatte.

»Gute Frau«, sagte der Arzt. »Sie sind dafür geschaffen, Kinder zu gebären.«

1941, Westestland

Generalkommissariat Estland,

Reichskommissariat Ostland

Wir zogen etwa eine Woche lang durch Gegenden, die von den Kämpfen gezeichnet waren, wichen wimmelnden Pferdekadavern und von Gasen aufgeblähten Leichen aus, bemühten uns, gesprengte Brücken zu meiden und das Brummen der DB-Bomber zu deuten. Schließlich kam uns der Wald vertrauter und gesünder vor, ihn ließ das Gefühl des nachlassenden Heimwehs gesunden, und wir fanden den Weg zu unserem altbekannten Briefkastenfräulein. Ich ließ den schlotternden Edgar am Waldrand zurück und näherte mich vorsichtig dem Haus, aber der Hund erkannte mich schon von Weitem und kam mir entgegengesprungen. An seiner Ausgelassenheit konnte ich ablesen, dass keine Gefahr bestand, sodass ich mich entspannte und, von dem Hund begleitet, zum Fenster ging und das verabredete Zeichen klopfte. Das Briefkastenfräulein öffnete sogleich die Tür, lächelte breit und berichtete mir das Neueste: Die Bolschewiken zogen sich weiter zurück, die Ostfront bröckelte, Finnen und Deutsche jagten den Feind auf dem Ladogasee, die Russen hatten die Wälder mit Öl begossen und angezündet, aber die brennenden Wälder hatten die finnisch-deutschen Truppen nicht aufhalten können! Hinter dem Fräulein tauchten die Gebrüder Andrusson auf, und Edgar gesellte sich zu uns, als ich ihm zurief, es sei alles in Ordnung.

Im Nu erfüllte Ausgelassenheit die Stube, alle lachten und unterbrachen einander. Mir erschien das naiv, ich be-

trachtete die anderen aus der Distanz. Später am Abend erhielten wir weitere vielversprechende Nachrichten, aber obwohl ich allmählich glaubte, was ich gehört hatte, schlug die Freude immer noch keinen Trommelwirbel in meiner Brust. Dann und wann betrachtete ich die Linien in meiner Hand und schrubhte sie erneut lange, als die Gebrüder Andrusson und ich in der Sauna badeten. Dennoch sah ich daran mal etwas wie Blut, mal wirkten sie sauber. Der Vetter war schon ganz verändert, er hatte eine aufrechte Haltung angenommen, und sein Redestrom floss dahin, als hätte man ein Fass angestochen: Er gab Geschichten aus seiner Zeit in der Flugschule zum Besten, überlegte, ob er nach dem Krieg vielleicht als Lehrkraft dorthin gehen sollte, und versicherte dem jüngeren der Andrussons, Karl, dass auch er die Chance habe, Pilot zu werden, der gebrochene Knöchel spiele da keine Rolle, Frau Vaiks Geschicklichkeit beim Anlegen von Schienen sei bekannt, die Zukunft stehe offen! Die Brüder erwärmten sich für die Zukunftsträume, und aufgekratzt berichtete Edgar vom Bau einer Halle für Wasserflugzeuge. Ich schwieg zu dem weißen Bart, den die melkwarne Milch bei ihm hinterlassen hatte, und ließ ihn eifern. Ich schwieg auch dazu, dass damals, als die Wasserflugzeughalle gebaut wurde, Edgar noch gar nicht geboren war.

»Seht mal, für Russland war dieses Grenzgebiet schon damals eine wichtige Verteidigungsstellung«, gestikuliert Edgar, und ich ließ ihn. Ich tastete nach meiner Brusttasche, nach den losen Blättern, deren Zeit bald kommen würde. Mit den Aufzeichnungen hatte ich schon begonnen, war jedoch gescheitert. Jedes Wort war mir falsch erschienen, wie eine Entehrung der Brüder, schäbiges Gemjammer im Vergleich zu ihren Taten, deren Zeuge ich gewesen war. Die Ereignisse entzogen sich allen Worten. Meine Stiefel rochen nach Sumpf, in meinen Handlinien